

Friedrich empfiehlt zur Hebung des Geschmacks vor allem Sprachstudien, und zwar der älteren Kulturen, Roms und Griechenlands, aber auch Frankreichs und Englands. Er versteht darunter kein Herdersches Tasten nach dem inneren Poesiewert der Sprache, nein, er meint eine Art Rhetorik: Knappheit, Klarheit, Gedrungenheit. Frankreich in seiner klassischen und nachklassischen Literaturepoche schwebt ihm bei alledem vor; Racine und Voltaire sind seine Lieblingsdichter.

Und so war der literarische Gesichtspunkt dieses einsichtsvollen und willensstrengen Königs, der sein Leben als ein einheitliches Kunstwerk lebte, lediglich der „gute Geschmack“. Was aber verstand er unter gutem Geschmack? Innehalten der künstlerischen und sprachlichen Regeln.

„Damit unser Stil knapper werde, ist jede unnütze Einschaltung zu beseitigen; zur Erlangung von Energie sind die alten Schriftsteller, die sich kräftiger und anmutiger ausdrückten, zu übersetzen. Bei den Griechen sind Thucydides und Xenophon zu nehmen, nicht zu vergessen die Poetik des Aristoteles. Besondere Sorgfalt ist darauf zu verwenden, die Kraft des Demosthenes gut wiederzugeben. Von den Lateinern werden wir das Handbuch des Epiktet, die Betrachtungen des Kaisers Mark-Aurel, Cäsars Denkwürdigkeiten, Sallust, Tacitus, die Dichtkunst des Horaz nehmen. Die Franzosen können uns die Gedanken von La Rochefoucauld, die Persischen Briefe (Montesquieu), den Geist der Gesetze (Montesquieu) liefern. Alle angeführten Bücher, von denen die meisten sentenzenreich geschrieben sind, werden die Übersetzer nötigen, müßige Ausdrücke und überflüssige Worte zu meiden; unsere Schriftsteller werden ihren ganzen Scharfsinn aufwenden, um ihre Gedanken knapp zu fassen, damit ihre Übersetzung dieselbe Kraft besitze, die man an den Originalen bewundert. Jedoch müssen sie, wenn sie ihren Stil gedrungenener machen, wohl zusehen, daß sie nicht dunkel werden; und um Klarheit zu bewahren, die erste Pflicht jedes Schriftstellers, dürfen sie nie von den grammatischen Regeln abweichen. . .“ So ermahnt Friedrich der Große die deutsche Muse! Es ist ein künstlerisches Behagen, zu beobachten, wie streng einheitlich das alles zu der Lebens- und Staatsauffassung des Königs stimmt.

Aber Natur und Frauen — sie sind die Erzieher des Dichters. Wie sollte der Mann, dem kein Rousseausches Naturevangelium aufgegangen war, der Mann, der keiner Frauenliebe Einfluß gestattete, jemals in sich erleben, was Poesie ist?

Und wie sollte dieser strenge, klare König zu Shakespeare ein Verhältnis finden, zum besten Frauengestalter, zum naturstärksten Poeten der Neuzeit? So finden sich denn, ganz folgerichtig, über Shakespeare in Friedrichs Schrift folgende Worte: